

Milling hat am Tag der Rache es geschafft, die Truppen des Rates und die der anderen Woodwalker zu besiegen. Viele ehemalige Ratsmitglieder wurden eingesperrt oder getötet.

Auf diese Schlacht folgte ein Gegenangriff der Menschen, die sich bedroht fühlten. In diesem zweiten, so genannten animalistischen (animal lat. = Lebewesen, Tier) Krieg ließen sehr viele Menschen ihr Leben, unter anderem der Vater der Protagonistin.

Beide Seiten versuchten durch Festnahmen von Gegnern einen Vorteil zu erlangen.

Die Woodwalker schafften es, auch diesen Krieg zu gewinnen und forderten die Menschen auf, sich aus der Politik und dem allgemeinen weltlichen Geschehen zurückzuziehen. Diese mussten ab sofort in abgeschiedenen Menschendörfern (human villages) leben als Rache für das grausame Verhalten gegenüber den Tieren. Die Dörfer dürfen von niemandem verlassen werden, denn man läuft Gefahr auf einen Woodwalker zu stoßen und im schlimmsten Fall zu sterben. Jenes Schicksal hat den besten Freund der Protagonistin ereilt, wodurch ihr Hass auf die Woodwalker, die die Menschen Animale nennen, nur noch mehr genährt wurde. Was sie allerdings nicht weiß, ist, dass manche Woodwalker den Menschen heimlich helfen.

Jeder, der sich als Woodwalker offenbart, wird verstoßen.

Die Geschichte spielt ein paar Jahre nach Ende des Krieges und unter der Regierung der Woodwalker in einem der Menschendörfer.

Ein Teil des angrenzenden Waldes gehört zwar zum Dorf, aber die Protagonistin schleicht sich immer wieder in den verbotenen Teil...

Ein dunkles Geheimnis in einer düsteren Zeit

Ich wusste, dass es gefährlich war, denn die Überlebenschancen waren ziemlich gering. Besonders, wenn man sich nicht auskannte. Überall lauerten Animale, unsere größten Feinde. Trotz dieses Wissens zog es mich immer wieder dorthin. Obwohl in meinem Kopf die Angst pochte, konnte sie wie heute meine Neugier nie besiegen.

Ich zwängte mich problemlos durch das Loch im Maschendrahtzaun, auf das ich vor ein paar Wochen beim Herumstreifen zufällig gestoßen war. Es ertönte ein leises Klacken, als der Metalldraht gegen das Griffstück von meiner Pistole stieß.

Ich ging nie ohne sie aus dem Haus. Nicht nur aus Sicherheitsgründen, sondern auch um eines Tages, wenn sich mir eine Gelegenheit bot, einer dieser Animale für das, was sie uns angetan hatten, bezahlen zu lassen. Wachsam und gebückt schlich ich durch den Mischwald, der an unser Dorf angrenzte, jederzeit bereit, auf einen Animalen zu treffen. Möglichst leise pirschte ich mich durch das Dickicht und schlug an der großen Buche den gewohnten Pfad zum Wasserfall ein. Die inzwischen vertraute Umgebung beruhigte mich ein wenig.

Da ich mich nun nicht mehr auf den Weg konzentrieren musste, überließ ich meine Sinne ganz der Natur um mich herum. Meine Augen schweiften über die Büsche und andere in Bodennähe wachsende Pflanzen und blieben schließlich an einem Brombeerstrauch hängen.

Erfreut holte ich einen der kleinen Beutel hervor, die ich immer bei mir trage, falls ich etwas Essbares entdecken sollte. Hastig pflückte ich ein paar Brombeeren und setzte anschließend meinen Weg fort. Wie hypnotisiert lauschte ich dem Gesang der Vögel, dem Rauschen der Blätter im Wind und meinen eigenen Schritten auf dem Waldboden, wie meine Lederschuhe beim Laufen knirschten wegen der Eicheln, die überall auf der Erde verteilt lagen.

Der Duft von Kiefernharz und Moos sagte mir, dass es nicht mehr weit war.

Ich spürte die angenehme Wärme der Sonne, die mich umgab, auf meiner Haut und hoffte, dass ich mir nicht einen Sonnenbrand holte, da ich vergessen hatte mich einzuremen.

Inzwischen vernahm ich immer deutlicher das Rauschen des Wasserfalls. Mein Schritt beschleunigte sich automatisch. Genauso wie mein Puls. Dieser Ort zog mich magisch an. Er war so... anders, mystisch. Wie aus einer alten Legende.

Das erfrischende Gegenteil zu meinem monotonen Alltag in der Siedlung. Jeden Tag aufs Neue früh aufstehen, Kühe melken, Hühner und Schafe füttern, auf dem Feld arbeiten, nach Sonnenuntergang ins Bett legen. Jeden Tag. Woche für Woche. Jahr für Jahr. Hin und wieder entflo ich dieser Realität und zog mich in den Wald zurück, wo ich meinen Gedanken freien Lauf ließ. Dann saß ich auf diesem Stein, bewunderte den Wasserfall und verspürte ein leichtes Kribbeln in mir, das mit jeder Rückkehr stärker wurde. Irgendetwas schien es allerdings heute besonders anzuregen. Seine Kraft erfüllte mich völlig und ich merkte, dass da mehr hinter diesem Kribbeln steckte. Ich wollte herausfinden, was. Also schloss ich meine Augen und konzentrierte mich ganz darauf. Ich ließ mich fallen. Das Kribbeln kroch in meine Arme. Doch dann spürte ich etwas. Etwas Fremdes, Unbekanntes. Zaghafte blinzelte ich. Da war etwas an mir. Auf Verwirrung folgten der Schock und die Angst.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich an mir herunter. Statt Haut bedeckte ein dunkelbrauner Pelz meinen linken Arm und an der Stelle von Fingern krümmten sich scharfe Krallen. Das konnte nicht sein! Bestimmt stellte ich mir das nur vor. Mit meiner noch fellfreien Hand kniff ich mir in die Wange. Der Schmerz, der in meinem Gesicht entstand, sagte mir klar und deutlich, dass ich leider nicht phantasierte. Das Fell und die Krallen waren real, nicht Teil irgendeines Traumes. Ich konnte es einfach nicht glauben. Es konnte, es durfte nicht wahr sein. Zögerlich streckte ich meine rechte Hand aus und fuhr durch das weiche Fell, das sich wie eine zweite Schicht über meinen Arm gelegt hatte. Die Erkenntnis kam schleichend wie Kälte, kroch meinen Rücken hoch bis sie meine Gedanken erreichte und meinen Verstand betäubte. Ich war eine von ihnen. Ich war... nein unmöglich! Mein Kopf wehrte sich standhaft, diese Schlussfolgerung zu zulassen. „Du kannst so nicht sein“, flüsterte er mir ins Ohr. „Du hasst sie. Animalen haben deinen Vater getötet, deinen Freund erdrosselt und Leid und Elend verursacht.“ „Nein“, widersprach mein Verstand. „Du kennst die Wahrheit. Die Hinweise sind erdrückend! Die Stimmen, das Fell, die Krallen. Was sollte sonst die Lösung sein?“ Mein Verstand kämpfte gegen meine Gedanken. In mir tobte eine Schlacht, die mich innerlich zerriss. Ich wollte die Wahrheit nicht akzeptieren, obwohl ich mir bewusst war, dass ich es musste. Ich hatte meinen ganzen Hass auf diese Monster gerichtet und jetzt offenbarte sich mir, dass ich eins von ihnen, ein Monster. Sollte ich mich selbst hassen? Wie lange hatte diese unheilvolle Sache schon in mir geschlummert?

Ich setzte mich hin und vergrub den Kopf in meiner Hand. Stöhnend massierte ich mir die Schläfen und schob mir immer wieder braune Strähnen aus dem Gesicht. Dieses Wissen schwebte bedrohlich über mir. Wie ein Pfeil, der jederzeit herabstürzen und sich in mein Gehirn bohren könnte. Ein Pfeil aus Angst, Wut und Hass. Die Gefühle, die gerade in mir gegeneinander kämpften. Was würde passieren, wenn die anderen es herausfanden? Sie würden mich verstoßen. Ich würde meine geliebte kleine Schwester nie wiedersehen. Oder sie würden... Allein der Gedanke, dass meine Familie mich verletzen würde, versetzte mir einen Stich ins Herz. Ich versuchte alles Negative, das sich auf mich stürzte wie ein Rudel hungriger Wölfe, zu verdrängen, ja am besten zu vergessen. Doch sie schlichen sich immer wieder an und überfielen mich aufs Neue. Ich mühte mich, meinen Atem ruhig zu halten und zu kontrollieren.
Ein. Aus.
Ein.
Ich keuchte.
Aus.

Ein. Aus

Langsam, aber stetig senkte sich mein Puls. Ich spürte wie Ruhe in mir einkehrte und konzentrierte mich nun ganz auf das Rauschen des Wasserfalls. Unnötige Panik war das Letzte, was ich gerade gebrauchen konnte. Oberste Priorität hatte jetzt, dieses verdammte Fell und die Krallen irgendwie zu normaler Haut und Händen werden zu lassen.

Die Frage war nur, wie.

Geht weg. Geht weg, bitte, dachte ich mit aller Kraft.

Nichts.

Ich wünsche mir, dass ich wie vorher aussehe.

Nichts.

Verschwundet!

Nichts.

Nichts half.

So konnte ich nicht zurückkehren. Dies musste mein Geheimnis bleiben.

Konzentrier dich! Das kann doch nicht so schwer sein.

Ich schloss meine Augen und fokussierte mich ganz auf mein Aussehen.

Ich bin ganz normal. Ich bin ganz normal.

Ich linste auf meinen Arm. Langsam, äußerst langsam zog sich das Fell zurück. Die Krallen schrumpften und wurden wieder zu Händen.

Freude durchflutete mich wie warme Sonnenstrahlen. Ich hatte es geschafft.

Erleichtert strich ich über die bräunliche Haut meines linken Armes.

Leichten Fußes lief ich nach Hause. Erst als der Zaun in mein Sichtfeld kam, endete der Rausch von Adrenalin. Ich war ein Animal, der verhasste Feind der Menschen. Nicht auszudenken, was sie mit mir machen würden, wenn sie mein Geheimnis lüften würden.

Ich musste vorsichtig sein, sehr vorsichtig.

Ich schlüpfte durch das Loch und betrat das Dorf im Schatten des alten Brunnens, der nicht mehr genutzt wurde, und einer verfallenen Scheune. Keine Seele war unterwegs, denn es war Sonntagvormittag. Alle waren im Gottesdienst in der Kirche, die den Kern des Dorfes bildete.

Erhaben ragte ihr Turm in den morgendlichen Himmel. Das goldene Kreuz auf der Spitze funkelte im Sonnenlicht wie ein heller Stern.

Aber genau das war der Glauben für die meisten Menschen hier: Ein Halt, ein Trost, ein Funke Hoffnung. Ein ewiges Versprechen, das niemand ihnen nehmen konnte.

Eine solche Hoffnung hätte ich auch gerne, im festen Glauben zu sein, dass meine Familie mich so wie ich war akzeptieren würde.

Vielleicht sollte ich wieder zu Gott beten, wie ich es vor dem Krieg getan habe. Bevor ich Koray verloren habe. Bevor ich mich selbst verloren habe.

Bei dem Gedanken an meinen besten Freund rann mir eine Träne die Wange hinunter. Sein Tod hatte eine tiefe Narbe in mir hinterlassen. Unverheilt, immer wieder aufgerissen und geblutet.

In meinen dunklen Gedanken versunken eilte ich nach Hause. Obwohl die Sonne von einem wolkenlosen Himmel schien, fühlte ich mich müde, schlapp. Als hätte jemand alle Fröhlichkeit und Energie aus mir gesaugt. Ich hatte das dringende Bedürfnis, mich hinzulegen. Ich musste das alles erstmal verarbeiten.

Ich stieß die Holztür zu unserem bescheidenen Haus auf. Niemand war zuhause. Ich schlurfte durch die Küche, die auch gleichzeitig als Ess- und Wohnzimmer diente. Dann die schmale Treppe nach oben.

In meinem kleinen Zimmer ließ ich mich direkt aufs Bett fallen. Ich spürte einen stechenden Schmerz, als ich auf das hölzerne Gestell prallte. Früher wäre ich in einer weichen Matratze versunken.

Früher...

Ich dachte oft über die Zeit vor dem Krieg nach. Alles war anders, ja besser, gewesen. Ich hatte mich mit Freunden draußen getroffen ohne Angst zu haben von einem dieser Monster angegriffen zu werden. Ich war mit meinem Vater im Urlaub gewesen.

Sie hatten uns so viel genommen. Oh, wie ich sie hasste. Für alles, was sie uns angetan hatten.

Mein Verstand erinnert mich still, aber aufdringlich daran, dass ich jetzt selbst eine war. Eine von ihnen.

Das würde zumindest die Stimmen erklären, die ich manchmal in meinem Kopf hörte. Oft so leise, dass ich nichts verstand. Aber gelegentlich kristallisierten sich Worte oder gar Sätze heraus.

Manche munkelten, dass Animale in der Lage wären, Gedanken zu lesen und Telepathie beherrschten. Vielleicht waren das ja keine Gerüchte...

Stöhnend fuhr ich mir durch das dicke, braune Haar.

Wieso?

Diese Frage geisterte schon seit ich den Wasserfall verlassen hatte in meinem Kopf herum. Wieso war *ich* ein Animal?

Irgendwie musste ich weggenickt sein, denn die harsche Stimme meiner Mutter ließ mich aufschrecken.

„Moriko, aufstehen! Jetzt! Das Gemüse schält sich nicht von alleine.“

Meine Mutter Amina hatte sich verändert. Ihre Wut an uns Kindern auszulassen war ihre Art mit der Trauer umzugehen. Auch wenn ich häufig bezweifelte, dass dies der richtige Weg war, ertrug ich es still.

„Ja, Mum“, antwortete ich. Gehorsam stand ich auf und schlüpfte in die zerschlissenen Pantoffeln, die sich neben meinem Bett befanden.

Meine Mutter ragte über mir auf und ihre kleinen, grünen Augen verfolgten mich.

„Beeil dich“, herrschte sie mich an.

Ich huschte die Treppe hinunter, um ihre Wut nicht unnötig herauszufordern.

Den ganzen Tag bei jeder Tätigkeit, die ich verrichtete, dachte ich über mein Geheimnis nach und wie ich es am besten verbarg. Meine Unachtsamkeit missfiel meiner Mutter. Ich erhielt mehrere Ohrfeigen von ihr und den Befehl, mich gefälligst zusammenzureißen. Diese Worte kannte ich schon.

Wie jedes Mal rannte ich weg. Zum Friedhof. Vor dem Grab meines Freundes sank ich nieder und weinte. Meine Tränen tropfte auf die steinerne Platte, an dessen Kanten bereits Moos wuchs.

Oh Koray, was soll ich nur machen? In mir ist alles zerrissen. Ich weiß nicht, was ich über die Sache denken soll.

Soll ich mich hassen?

Was er wohl dazusagen würde, wenn er noch da wäre?

Eine kleine, warme Hand legte sich auf meine Schulter. Danach fielen blonde Strähnen in mein Gesicht.

„Nicht weinen, Mori“, wisperte die sanfte Stimme meiner kleinen Schwester Finja.

Sie war mir wie des Öfteren gefolgt.

Ich genoss ihre Anwesenheit, ihre Wärme.

„Komm nach Hause, bitte!“

Ich nahm sie bei der Hand und ließ mich von ihr heimführen.

Die nächsten Tage schlich ich mich immer wieder in den Wald. Ich übte Teilverwandlungen und traute mich später auch an Ganzkörperverwandlungen. Ich versuchte so viel Kontrolle wie möglich über den Animal-Teil in mir zu haben, um mich nicht aus Versehen zu verwandeln. Nicht gerade

die leichteste Aufgabe. Einmal wäre ich beinahe vom Baum gefallen, weil ein Ast unter meinem Gewicht zusammengebrochen war.

Nach mehreren Wochen hatte ich mein Animal-Ich einigermaßen im Griff. Doch meine Mutter schien dennoch etwas zu merken. Sie beobachtete mich und ließ mich immer seltener aus den Augen.

Mit jedem meiner Waldbesuche wuchs ihr Misstrauen.

„Was machst du dauernd im Wald? Und warum bist du in letzter Zeit so unkonzentriert? Erkläre dein Verhalten!“, brüllte sie mich an.

„Ich... äh... habe Beeren gesammelt“, stotterte ich, unsicher, was ich darauf antworten sollte. Meine Wange brannte vor Schmerz und Scham, als meine Mutter mich schlug.

„Lüg mich nicht an!“, schrie sie. Drohend blickte sie auf mich hinab.

„Ich glaube, da ist ein Animal in unserem Wald. Ich beobachte ihn schon länger.“

Ein Stück Wahrheit befand sich in dieser Aussage. Denn schließlich war ich leider einer und hatte mich im Wald aufgehalten.

„Weshalb hast du es mir nicht gesagt! Wir hätten uns für Dad's Tod rächen können.“

Ihr Gesicht hatte eine purpurne Farbe angenommen und ihre Augen schienen mich zu durchbohren wollen.

„Ich dachte, ich schaff das alleine“, murmelte ich verlegen. Erneut entfachte ein brennender Schmerz in meiner Wange.

„Denk nicht so viel. Das ist nicht gut für dich. Auf dein Zimmer!“

Wütend und verletzt stampfte ich die Treppe nach oben. Ich schmiss die Tür mit einer solchen Wucht zu, dass der obere Teil aus der Angel fiel. Verdammt, manchmal vergaß ich, dass in mir ein vermaledeiter Bär schlummerte und mit ihm eine ungeheure Kraft.

Der Hass brodelte noch immer in mir. Hass auf die Animalen, die mein Leben zerstört hatten. Hass auf meine Mutter, die mich und meine Geschwister schlecht behandelte, obwohl sie eigentlich ein liebenswürdiger Mensch war. Hass auf mich selbst.

Ich wollte mich verfluchen für das, was ich war. Ich wollte meinen ganzen Hass und meine ganze Wut rausschreien.

Ich spürte die Veränderung schon bevor das Kribbeln begann.

Ich vernahm zuerst ein leises Knarzen der Tür, doch es gab kein Zurück mehr. Meine Verwandlung hatte sich vollzogen. Ein spitzer Schrei erklang schmerzhaft in meinen Ohren und in meinem Herzen. Ich wandte den Kopf herum und starrte in die blauen Augen meiner kleinen Schwester, die genauso weit aufgerissen waren wie meine.

Alarmiert von dem Schrei von Finja trat meine Mutter durch den Türrahmen. Ihr Mund wurde zu einem schmalen Strich. Mein Herz zog sich zusammen, als meine Mutter mich so hasserfüllt ansah für etwas, für das ich nichts konnte.

Was nun?